

Vorwahlkampf in Berlin. Eine energische und populäre, weil hart durchgreifende Staatsanwältin soll als Kandidatin für das Amt des Regierenden Bürgermeisters aufgebaut werden. Noch mehr wird sie ins Rampenlicht gerückt, als sie die Ermittlungen in zwei Mordfällen übernimmt: Innerhalb von 24 Stunden waren ein Senatsangestellter und ein Polizeihauptkommissar erschossen worden, und zwar mit ein- und derselben Waffe.

Zuerst mit Verwunderung, dann mit Verdruss stellen Staatsanwältin und die Beamten der Mordkommission fest, dass sich ein privater Ermittler in den Fall einzumischen beginnt. Es ist ein Ex-Kommissar aus Ulm. Sein Name: Hans Berndorf ...

ULRICH RITZEL, geboren 1940, gilt als einer der besten Kriminalautoren Deutschlands. Nach seinem Jurastudium arbeitete er jahrelang für verschiedene Zeitungen, 1981 erhielt er für seine Gerichtsreportagen den renommierten Wächter-Preis. Seine Kommissar-Berndorf-Krimis sind alle preisgekrönt, »Beifang« wurde mit dem Deutschen Krimipreis 2010 ausgezeichnet, »Schlangenkopf« stand monatelang auf der KrimiZEIT-Bestenliste. Ulrich Ritzel lebt seit 2008 in der Schweiz.

ULRICH RITZEL BEI BTB

Der Schatten des Schwans. Roman (72800) · Schwemholz.

Roman (72801) · Die schwarzen Ränder der Glut. Roman (73010) · Der Hund des Propheten. Roman (73256) · Halders

Ruh. Erzählungen (73332) · Uferwald. Roman (73667) ·

Forellenquintett. Roman (73837) · Beifang. Roman (74162) ·

Schlangenkopf. Roman (74291)

Ulrich Ritzel

Trotzkis Narr

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2015
Copyright © der Originalausgabe 2013 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagfoto: Victor Habbick/ Trevillion Images
Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74292-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

Berlin, ein Mittwoch
im Oktober

Zwischen Immergrün und verblühten Herbstblumen stakst wippend eine Amsel, verharrt plötzlich mit hochgestrecktem Kopf und äugt, ganz still und starr, hüpfte aber gleich darauf einen oder zwei Schritte weiter und pickt etwas aus dem Boden, einen Wurm oder ein Kerbtier. Und schon wieder muss sie äugen, wohin? Hinauf zu den Falken oder was sonst aus dem blaugrauen Himmel herabstoßen kann auf den Neuen Städtischen Friedhof? Was ist das überhaupt, was dieser Vogel aus dem Boden holt?

Das, denkt Jonas Regulski, will ich lieber nicht so genau wissen. Der Boden unter Cotoneaster und welchem Gesträuch bietet allerhand Getier Nahrung. Warum nicht auch der Amsel? Es ist ein Amselmännchen, falls die einen gelben Schnabel haben. Und auf seinem Kopf ist eine kahle Stelle, vielleicht von einem Schnabelhieb, vielleicht von einem Treffer aus Luftgewehr oder Steinschleuder. Nein, denkt Regulski, die Welt ist nicht freundlich. Nicht zu Amselmännchen und auch zu niemandem sonst.

Er wendet sich ab, etwas zu abrupt, so dass die Amsel missversteht und hochflattert. Nix für ungut, denkt Regulski und blickt zu Hintze. Der steht ein paar Schritte weiter, vor dem Grab mit dem Findlingsstein und dem kurz geschnittenen Rasen, und betrachtet seine Arbeit, die Rasenschere in der Hand. Aber er ist nicht zufrieden, und so lässt er sich wieder auf seine Knie sinken und macht sich daran, auch die Grashalme rund um den Findlingsstein auf gleiche Höhe zu stutzen.

Einmal Maurer, immer Maurer, denkt Regulski: Alles muss nach der Richtschnur gearbeitet sein. Nur das Leben schert

sich einen Dreck darum. Aber vielleicht ist es auch ein Vorwand, und der Schlingel will vor dem Grab nur knien.

Dabei trifft den Maurer Paul Hintze gar keine Schuld. Ihn doch nicht. Schwarz auf weiß hat er es, dass er nicht schuld ist. Aber auch darum schert sich das Leben einen Dreck.

»So!«, sagt Hintze, der wieder aufgestanden ist und sich die Hosenbeine abklopft. »Das sollte jetzt seine Ordnung haben.«

»Sieht gut aus«, sagt Regulski. Und dass etwas gut aussieht, das ist doch die Hauptsache, oder nicht? So, wie die Wally ausgesehen hat, nachdem sie es getan hat, kann einer mit dem Grab gar nicht zufrieden genug sein. Nur kann er das dem Maurer Hintze nicht sagen. Ums Verrecken nicht. Wer weiß, wie gründlich Frauen sein können, wenn sie Schluss machen wollen, der geht nicht in Details. Bitte nicht.

»Gehen wir ein Bier trinken?«

»Wenn du meinst«, antwortet Hintze, während er die Ransschere und die kleine Handhacke in seiner Werkzeugtasche verstaut. »Ein Bier und einen Kurzen. Die Wally wird es uns gönnen.«

An den Gräberreihen entlang gehen die beiden Männer zum Ausgang. Irgendwo jault ein Mobiltelefon, nein, nicht irgendwo, sondern in der Tasche von Regulskis Uniformjacke. Er macht einen Schritt zur Seite, bleibt dann stehen und holt das Handy heraus. Sein Schwager läuft ein paar Meter weiter, bis er außer Hörweite ist. Das gehört sich so, denn es kann ein dienstlicher Anruf sein.

Das Gespräch ist nur kurz, dann klappt Regulski das Mobiltelefon wieder zu und schließt zu Hintze auf. »Entschuldige«, sagt er. »Ein Kollege... du kennst ihn.«

»Ach, der!«

Ja, der!, denkt Regulski und versteht schon, was Hintze meint: noch einer, der nicht hat helfen können. Du tust ihm Unrecht, will er sagen und unterdrückt es rechtzeitig. Sie erreichen den Ausgang und gehen an den geöffneten schmiedeeisernen Torflügeln vorbei, verharren kurz am Gehsteig und

überqueren dann die Straße, auf deren anderer Seite das Café zur »Stillen Einkehr« liegt. Am Eingang ist ein Zeitungsautomat aufgestellt, der »Express« titelt mit großen roten Buchstaben: »Staatsanwältin Gnadenlos ins Rote Rathaus?«

Regulski ist stehen geblieben und liest die Schlagzeile. »Ist was?«, fragt Hintze.

»Nöh«, sagt Regulski, zuckt mit den Schultern und geht durch die Tür, die ihm Hintze aufhält.

Wir müssen die einfachen Dinge wieder lernen«, ruft Dagmar Wohlfrom-Kühn in den Saal, den Kopf mit der graugelockten Mähne zum Mikrofon geneigt und gleichzeitig das Publikum im Auge. Ihre Hände unterstreichen den Satz, als seien die einfachen Dinge vor allem rund und angenehm. Dann aber ändert sich die Gestik, die Finger fächern sich auf und zeigen auf die Zuhörer. »Und dazu gehört, dass wir, die Berlinerinnen und Berliner, uns fragen – und wir, was tun wir für unsere Stadt?«

Eine angenehme Stimme, konstatiert Karen Andermatt. Nicht zu hoch, nicht angestrengt. Die Rede – frei vorgetragen. Locker und gewandt. Sehr dezentes Make-up. Die Frisur? Die Dame hat einen erstklassigen Coiffeur – man sieht nicht, dass sie bei ihm war! Gottlob kein Hosenanzug, sondern ein dunkles Kostüm. Also? Ein Beispiel dafür, wie frau aussehen und auftreten kann, wenn frau nicht mehr jung ist?

DWK, wie die Boulevardpresse sie nennt, wenn zur Abwechslung mal nicht von der »Staatsanwältin Gnadenlos« die Rede sein soll – DWK also wendet sich zu dem Transparent, das hinter ihr die Rückwand des Ballsaals im Brandenburg Residence Hotel ausfüllt, und weist mit einer dramatischen und zugleich anmutigen Geste hoch zu dem Slogan, der in preussisch blauer Helvetica-Schrift auf silbernem Untergrund strahlt. »Eine Stadt steht auf«, liest sie vor und reißt spielerisch die geballte Faust hoch, um das *auf* zu unterstreichen,

»das ist gewiss ein schönes Motto, ermutigend und aufrüttelnd, aber das Schicksal einer Stadt hängt nicht von einer kollektiven Aufwallung ab, sondern vom verantwortungsbewussten Handeln jedes einzelnen Bürgers...«

Nein, denkt Karen, solche Sätze würde sie bei Gott nicht in den Mund nehmen wollen. Zu keiner Zeit. Sie schaut zur Seite, zu ihrem Mann, aber Stefan hat dieses höfliche, aufmerksame Gesicht aufgesetzt, das sie von ihm kennt, wenn sie in Gesellschaft sind, und von dem sie nicht weiß, was sie davon halten soll... Sie unterdrückt ein Lächeln und sieht sich im Saal um.

Wie würde sie beschreiben, was sie sieht? Viel blondgelocktes Haar über starren, gelifteten Masken. Gelhaarfrisuren zu Dreitagebärten und Nadelstreifenanzügen. Die ewig Neunundvierzigjährigen, vom Golf-Training in Form gehalten und bei Bedarf vom Viagra. Herrenmenschengesichter mit den Kerben darin, die man nicht einmal dann bekommt, wenn man kopfüber durch die Windschutzscheibe fliegt...

»Lassen Sie mich jetzt einmal – und lachen Sie bitte nicht – von China sprechen«, sagt Dagmar Wohlfrom-Kühn über das Mikrofon gebeugt und eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger hochhaltend, »in China ist dieser Tage eine neue Eisenbahnlinie in Betrieb genommen worden, eine Hochgeschwindigkeitsstrecke über zweitausenddreihundert Kilometer, von Beijing nach... das kann ich gar nicht aussprechen wohin, die Fertigstellung dieser Bahnstrecke hat einen unvergleichbar größeren Arbeitsaufwand erfordert als der Bau des neuen Berliner Flughafens, mit unvorstellbar größeren geologischen und technischen Schwierigkeiten. Dennoch ist dieses Projekt fristgerecht fertiggestellt worden, und selbstverständlich verkehren auch die Züge darauf fristgerecht. Wann bitte, meine Damen und Herren, sind Sie zum letzten Mal in einem Zug der Deutschen Bahn gesessen, der fahrplanmäßig gefahren wäre? Und wann, bitte, wird wohl der Berliner Flughafen fertig sein und zu welchen Kosten? Doch diese Frage wird

Ihnen und mir niemand beantworten, denn dieser Senat hat zu nichts und nirgends einen Überblick mehr und weiß vermutlich nicht einmal, wie viele Milliarden man bereits im brandenburgischen Sand verbuddelt hat...«

Beifall rauscht auf. Karen spürt einen Blick. Jemand beobachtet sie beim Beobachten. Unwillkürlich wendet sie den Kopf und sieht Carsten Stukkart in der Reihe hinter ihr drei oder vier Sitze weiter, noch im Sitzen hochragend, im Halbdunkel des Zuhörerraums glitzert belustigtes Funkeln unter den buschigen Augenbrauen. Sie antwortet mit einem Augenaufschlag und einem Lächeln, wendet den Kopf dann aber wieder ab und der Rednerin zu.

»Vielleicht beginnen wir damit, dass wir uns daran erinnern, was früher einmal möglich war«, fährt die Rednerin fort und hebt beschwörend die rechte Hand, »zum Beispiel in den Hungermonaten der Blockade 1948/49, da ist binnen weniger Monate der Flugplatz Tegel hergerichtet und in Betrieb genommen worden. Warum achten wir nicht darauf, was die alten Berlinerinnen und Berliner uns zu sagen haben?«

Lutz Harlass verlässt die U-Bahn an der Station Onkel Toms Hütte, bleibt dann aber für einen Augenblick im Halbdunkel des Ausgangs stehen, neben den Läden, die längst geschlossen haben, und wirft einen Blick auf das Display seines Handys. Es ist noch nicht ganz 21.35 Uhr.

»Punkt 21.35 Uhr stehst du am Straßenrand«, hatte ihm Dolf ausgerichtet. »Keine Sekunde davor, keine danach.«

Es ist merkwürdig, wie lang eine Minute werden kann. Manchmal hatten sie in der Schule ausprobiert, wie lang einer die Luft anhalten kann. Eine halbe Minute kam einem da schon vor wie die Ewigkeit. Aber das hier ist noch mal was anderes. Einfach bloß warten. Zusehen, wie die Sekunden trödeln. Bestellt und nicht abgeholt. Eine Frau führt ihren Pudel aus, das ist alles. Die Frau trägt kniehohe Stiefel und

einen schwarzen glänzenden Regenmantel, denn am Abend hat es zu regnen begonnen, unterm kurzgeschorenen Haar spürt er die Nässe auf der Kopfhaut. Vielleicht hat Dolf ihn einfach bloß verarscht. Wieder einmal. Die ganze Zeit schon hält er ihn hin. Das können sie alle gut, einen verarschen.

Wieder wirft er einen Blick auf das Handy. Noch zehn Sekunden, jetzt acht. Plötzlich hat er es eilig, auf der Argentinischen Allee tauchen Scheinwerfer auf, im Gehen steckt er das Handy ein und steht am Straßenrand, als der Wagen – ein Opel, Mittelklasse, älteres Baujahr – auch schon ausrollt und die Beifahrertür aufgestoßen wird. Er steigt ein und hat den Arsch noch nicht richtig auf dem Sitz, als es schon wieder weitergeht.

Aus den Augenwinkeln mustert er den Fahrer. Viel ist nicht zu sehen. Eher über die fünfzig als darunter. Ein massiger, schwerer Kerl mit Händen, die wie Schaufeln sind. Hinten sitzt noch so einer. Auch in dem Alter. Aber schmaler. Irgendetwas ist an den Männern, das ihm nicht gefällt. Niemand sagt ein Wort. Harlass wischt sich die Regentropfen von der Stirn und räuspert sich und wagt dann doch eine Frage:

»Dolf ist nicht mitgekommen?«

»Angurten«, sagt der Fahrer. Harlass tut es, und nach Dolf fragt er lieber nicht noch einmal. Der Wagen rollt über die Argentinische Allee Richtung Clayallee. Es regnet stärker, und die Scheibenwischer schalten sich ein.

Aus dem Dunkel des Wagens kommt eine Stimme. »Du warst beim Bund?«

»Ja«, antwortet Harlass. Und, nach einer Pause: »Sonthofen.«

»Weißt du, was eine Jarygin ist?«

»Eine Russenknarre.«

»Schon mal eine in der Hand gehabt?«

»Nein.«

»Das Geld hast du dabei?« Es klingt, als sei das eine Nebensache.

»Dreihundert.«

»Das reicht nicht.«

»Aber Dolf...«

»Der interessiert uns nicht«, sagt die Stimme. Sie klingt ruhig, geschäftsmäßig. Wenn sie etwas sagt, dann gibt es weiter nichts zu sagen. So eine Stimme ist das. »Diese Sache hier läuft zwischen uns. Zwischen niemand sonst.«

»Okay«, antwortet Harlass.

Der Opel fährt weiter durch die Nacht. Im Nieselregen schimmern die Lichter der Straßenlaternen, manchmal werden sie von einem anderen Auto überholt, und ein Wasserschwall gischtet über die Frontscheibe.

»Du warst im Knast.« Wieder der Mann hinten im Fond. Er fragt das nicht. Er stellt es fest. »Achtzehn Monate. Weil du auf diesen Rebbe losgegangen bist.«

Harlass antwortet nicht. Er ist es gewöhnt, dass man so zu ihm spricht. Das Beste ist dann, nichts zu sagen.

»Und jetzt willst du ihn umlegen. Das eine ist so blöd wie das andere. Der hat inzwischen Personenschutz. Du kommst keine zehn Meter an ihn dran, und sie haben dich schon am Wickel.«

Vor ihnen springt eine Ampel auf Rot. Harlass überlegt, ob er einfach aussteigen soll. »Ich weiß nicht«, bringt er schließlich heraus, »was Sie von mir wollen.«

»Nichts wollen wir von dir. Du willst was von uns. Aber wenn dir unsre Fragen nicht passen, dann steig jetzt aus.«

Harlass räuspert sich, weil er nicht weiß, was er sagen oder tun soll.

»Noch ist Rot«, wirft der Fahrer neben ihm ein.

Harlass zuckt mit den Schultern. Die Ampel springt auf Gelb, der Fahrer legt den Gang ein, und der Opel rollt an.

»Na schön«, sagt der Mann auf der Rückbank. »Ich hab hier eine 446 Viking, russisches Fabrikat, das ist die Zivilversion der Jarygin, dazu zwei Streifen Munition, du kannst aber auch NATO-Munition laden, neun Millimeter Parabellum...« Aus dem Dunkel schiebt sich eine schmale Hand nach vorne

und hält eine Plastiktüte mit einem schwereren Gegenstand. »Schau dir es ruhig an... aber dreihundert Euro – verstehst du, das ist kein Preis!«

Und bringen Sie noch ein drittes Glas!«, sagt Stukkart, als der Kellner die Flasche geöffnet und den Sekt in den beiden Gläsern hat aufschäumen lassen. Er wendet sich an Karen. »Ich nehme an, dass Stefan uns nicht allzu lange warten lassen wird... ein paar Neuaufnahmen, nichts weiter!« Er nimmt sein Glas auf und prostet ihr zu: »Mud in your eyes!« Wieder glitzern die Augen unter den Augenbrauen, Karen lächelt zurück und hofft, dass es ein unbefangenes Lächeln ist. Sie sitzen an einem niedrigen Ecktisch, das Licht ist ihr ein wenig zu schummrig, und sie ärgert sich, weil sie nicht darauf bestanden hat, sich einen Tee bringen zu lassen. Eine Pianistin, von der sie nur die Wespentaille und den hübschen Po sieht, spielt Medleys, gerade eben glaubt sie Anklänge an den Basin Street Blues zu hören.

»Stefan nimmt Mitglieder auf?«, fragt sie zurück und setzt sich so aufrecht hin, wie das in einem Clubsessel möglich ist. »Eine Partei will er – oder wollen Sie – aber nicht gründen? Ich fürchte, er käme mir ein wenig komisch dabei vor.«

»Um Gottes willen!«, ruft Stukkart aus. »Wir doch nicht! Eine schnuckelige kleine Bürgerinitiative soll da auf die Beine gestellt werden, eine, die mal anders gestrickt ist. Keine, die was verhindert, sondern eine, die was tut. Die diesen verschnarchten Senat und seine verfilzte Bürokratie aufrüttelt und vernehmlich Guten Morgen! brüllt und Fenster aufreißt, damit endlich einmal frischer Wind durch die Amtsstuben fährt...« Er hält inne, legt den Kopf ein wenig schief, um dann nur noch ein zögerliches »Aber...« nachzuschieben.

»Was aber?«, fragt Karen.

»Ich fürchte...« Wieder bricht er ab. Schließlich fährt er fort: »Ich habe mir vorhin erlaubt, Sie zu beobachten. Wie Sie die

Zuhörer betrachtet haben. Sie haben es ja bemerkt. Und jetzt glaube ich nicht, dass Sie glauben, mit solchen Leuten könne man diese Stadt aufmischen. An Ihrer Nasenspitze sehe ich Ihnen das an.«

»Ich bin weit davon entfernt, mir ein solches Urteil zu erlauben«, lügt Karen.

»Das ist nicht nett«, klagt Stukkart: »Einem alten Mann was vormachen zu wollen. Auf jeden Fall sind Sie nicht im Recht – es ist ja gerade der Witz dabei, dass sich hier einmal diejenigen zu Wort melden, von denen man sonst nichts sieht und nichts hört.«

»Über Frau Wohlfrom-Kühn bekommen wir aber neuerdings sehr viel zu lesen. Welche Rolle haben Sie ihr eigentlich zugegedacht?«

»Liebe gnädige Frau«, sagt Stukkart und macht Anstalten, ihr eine schwere fleischige Hand auf den Arm zu legen, lässt es dann aber doch bleiben, »das sind jetzt – bitte sehr – gleich zwei falsche Töne in einem Satz. Ich habe in dieser Sache überhaupt niemandem etwas zugegedacht oder zuzudenken, bei weitem nicht, ich bin zwar ein zahlendes, sonst aber ein entschlossen schweigendes Mitglied in unserem Freundeskreis, Stefan wird Ihnen das bestätigen! Und die Dame Wohlfrom-Kühn sieht mir so aus und hört sich so an, als suche sie sich ihre Rollen ganz alleine aus... Da wir gerade bei diesem Thema sind – werden Sie über diesen Abend berichten?«

»Nachdem Stefan einer der Veranstalter war, wäre das kaum korrekt.«

Stukkart runzelt die Stirn. »Sind die Medien so pingelig geworden? Das wäre mir neu.«

»Sollten wir nicht alle ein bisschen pingeliger werden?«, fragt Karen zurück. »Oder habe ich die Frau Staatsanwältin da falsch verstanden?«

Stukkart wird einer Antwort enthoben, denn Karens Handy meldet sich. Sie bittet um Entschuldigung und meldet sich, als sie den Anruf annimmt, mit einem leisen »Ja?« Es ist Stefan,

es sind noch ein paar organisatorische Vorbereitungen zu erledigen – »wegen der Steuerbescheinigung für die Spenden, weißt du!« –, es könne noch ein knappe halbe Stunde dauern.

»Kein Problem«, sagt Karen, »wir unterhalten uns hier sehr gut!« Sie beendet das Gespräch und lächelt – noch einmal entschuldigend – Stukkart zu. Auf dem kleinen Konzertpodium hat eine große schlanke Frau mit kahlgeschorenem Schädel neben dem Flügel Stellung bezogen, ein Mikrofon in der Hand.

Der Waldparkplatz ist verlassen, nirgends ein anderes Auto, nur der Opel, dessen Innenbeleuchtung eingeschaltet ist. Harlass wägt die 446 Viking in seiner Hand, den Finger am Abzug, das Ding gibt ihm ein verdammt gutes Gefühl.

»Du kommst damit klar?« Die Stimme aus dem Fond. Die vom Chef. Vom Chef von was auch immer. Der einfach dahinten hockt und den Harlass gar nicht richtig sehen kann.

»Ich denk schon.«

»Schön. Das Problem ist nur – wir wissen nicht, ob wir mit dir klarkommen.«

»Sie meinen, mit dem Geld... Wenn Sie die 300 als Anzahlung nehmen...«

»Versuch nicht, mit uns zu handeln. Das Problem ist nicht das Geld, sondern das bist du.«

»Ich versteh Sie nicht.«

»Wir haben nämlich keine Lust, diese Knarre einem Idioten zu geben. Einem, der damit nur Scheiße baut. Kannst du mir folgen?«

Harlass weiß nicht, was er antworten soll, also hält er das Maul.

»Dass du diesen Rebbe umlegen willst«, fährt die Stimme fort, »das hat keinen Sinn und keinen Verstand. Das macht nur den falschen Leuten Stress.«

Wieder spürt Harlass das Gewicht der Waffe in seiner Hand. Und plötzlich hat er eine Idee.

»Und wer wären dann die richtigen Leute?«

Eine ganze Weile sagt niemand etwas. Und Harlass fragt sich, ob er nicht doch besser still geblieben wäre. Dann aber merkt er, dass sich der Kerl aus dem Fond zum Fahrer vorbeugt.

»Zeig ihm das Foto!«

Die Sängerin mit der Frisur einer Pariser Kollaborateurin aus dem Sommer 1944 hat eine helle freche amerikanische Stimme, und dazu hat sie oder die Pianistin oder alle beide zusammen einen Dreh gefunden, damit die freche Stimme zu Roy Heads »She Is An Angel With A Broken Wing« eigentümlich passt, jedenfalls kommt es Karen so vor. Ein paar Zuhörer an der Bar winken dazu mit angeknipsten Feuerzeugen und klatschen und wollen eine Zugabe, aber jetzt ist erst einmal Pause.

»Hmm«, macht Stukkart, »von Nashville direktemang nach Lesbos... Für mich ist das – sagen wir mal – ein wenig gewöhnungsbedürftig.«

»Mir hat es gefallen«, antwortet Karen. »Außerdem ging das gerade eben nicht direkt von Nashville nach Lesbos, sondern via Berlin.« Sie lächelt ein kleines boshaftes Lächeln. »Das passt doch. Manchmal sind die Männer die schöneren Frauen und die Frauen die stärkeren Männer.«

»Wenn Sie es sagen... Sie müssen verstehen – ich bin da vorbelastet, als junger Mann hab ich leidenschaftlich gern American Forces Network gehört, da kamen solche Sachen, und das ist mir bis heute geblieben...«

»Und Sie meinen, mit dem Frauenbild von AFN lässt sich das hier« – Karen deutet mit dem Sektglas auf das jetzt verlassene Konzertpodium – »schlecht vereinbaren? Glauben Sie nicht, die kahle Sängerin und ihre Pianistin kämen bei der

Truppenbetreuung in Afghanistan ganz hervorragend zu-recht?«

»Gewiss, muss aber nichts über ihre Interpretation aus-sagen«, gibt Stukkart zurück. »Was mich stört, das ist – la-chen Sie bitte nicht! – die Abwesenheit einer gewissen... einer gegen den Strich gebürsteten... nun ja: die notgedrungene Abwesenheit von Ritterlichkeit.«

Karen hält den Kopf ein wenig schief, als müsse sie die Lage aus einer neuen Perspektive betrachten. »Sagten Sie Ritter-lichkeit? Da passt aber gerade dieses Lied nicht so rasend toll.«

»Und warum nicht?«

»Wenn eine Frau ein Problem mit der Schulter hat«, erklärt Karen, »will sie nicht angesungen werden, sondern braucht ei-nen guten Heilpraktiker.«

»Komisch«, meint Stukkart. »Von einer Schulter hab ich nichts gehört. Und auch sonst... Irgendwie kam mir das Lied vor wie eine Liebeserklärung.«

»Natürlich haben Sie Recht«, räumt Karen ein. »Es ist eine Liebeserklärung. Aber so wie das hier gesungen wurde, von einer Frau für eine andere, da hat das eine gewisse kühle Klar-heit. Das Tränentierhafte ist weg. Die Sängerin weiß, was Sa-che ist. Auch sie liebt, aber sie liebt ohne Illusionen.«

Stukkart beugt den Kopf vor und blickt fragend. »Liebe ohne Illusionen, ja? Geht das?« Die Frage bleibt unbeantwor-tet. »Ich verstehe, Sie gehören einer sehr nüchternen Gene-ration an. Einer, die weder Bilder noch Utopien akzeptiert...«

Karen lacht. »Sie sprechen von unserer – oder vielmehr: von meiner Nüchternheit? Meinen Sie das im Ernst?«

»In vollem Ernst.« Stukkart hat sein Sektglas wieder auf den Tisch gestellt und ist auf fast unmerkliche Weise ein Stück näher an Karen gerückt. »Alte Männer sollten nicht von der Liebe reden, als ob sie daran Anteil haben könnten. Aber wir können wahrnehmen, wenn sich etwas verändert hat. Zum Beispiel, dass die Spielregeln der Liebe andere ge-worden sind.«

Er wartet, bis Karen ihm schließlich den Gefallen tut und nachfragt, wie er das denn meine.

»Die Liebe ist Verhandlungssache geworden«, kommt die Antwort. »Sie ist ein Kontrakt, wie jedes Börsengeschäft... Es wird vereinbart, wer zu welchen Bedingungen was tun darf oder zuzulassen hat. Kein Mysterium mehr, kein Engel, nirgends, kein Begehren, das einen um den Verstand bringt... Sie scheinen nicht einverstanden?«

»Wenn es so wäre, dass die Menschen nur noch von Sex und Geld umgetrieben wären und von sonst nichts – dann hätten Sie wohl Recht, und das eine wäre wie das andere«, antwortet Karen und stellt entschlossen das Sektglas ab, das sie eher spielerisch in der Hand geahlt hatte. »Aber ich glaube nicht daran. Es gibt noch zwei oder drei andere Dinge im Leben.«

»Ah ja? Und was könnte das sein? Liebe Glaube Hoffnung – so etwas in der Art?«

Karen zuckt die Achseln. »Ekel«, sagt sie dann und dreht sich um. »Ekel ist eines davon... Aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich sehe Stefan...«

Ein Schatten tritt aus dem Dunkel, der Schatten eines großen, ein wenig schlaksigen Mannes, dessen Gesicht seltsam blass und scharf konturiert aussieht. »Wir müssen sehr um Entschuldigung bitten, dass wir so spät sind«, sagt Stefan Andermatt und macht einen Schritt zur Seite, um Dagmar Wohlfrom-Kühn den Vortritt zu lassen und ihr den Mantel abzunehmen. Karen registriert, dass es sich um einen schwarzen Pelzmantel handelt, dann wird sie aber auch schon von der Staatsanwältin in Beschlag genommen.

»Ich finde es ganz reizend, dass wir uns noch ein wenig näher kennenlernen... nein danke, Carsten, keinen Sekt, kannst du mir einen Fencheltee besorgen? Kamille geht auch.«

Der Jaguar gleitet über die Stadtautobahn, Stefan hat sich im Sitz zurückgelehnt und döst oder schläft vielleicht sogar

richtig, sie kann das nie genau unterscheiden, so gut kennt sie ihn noch nicht. Es ist Mitternacht vorbei, aber sie haben beide nicht viel getrunken, er ein wenig mehr als sie. Im Autoradio läuft – sehr leise – ein Klavierkonzert, aber dann unterbricht der Verkehrsfunk, irgendwo liegen Reifenteile herum.

Aber dann hat Stefan schon auf die Aus-Taste gedrückt. »Du musst entschuldigen«, sagt er, »aber genug ist genug. Ich mag jetzt nur noch deine Stimme hören.«

»Ich fahre«, kommt es von Karen, »für Unterhaltung muss der Beifahrer sorgen.«

»Weiß nichts. Bin langweilig.«

»Warum hast du mich heute Abend eigentlich mitgeschleppt?«

»Dich kann man vorzeigen.«

»Und Stukkart seine nicht?«

»Die sitzt in einem oberbayerischen Chalet mit Alpensicht und hasst Berlin...« Stefan gähnt, und dann muss er lachen. »Deshalb ist Carsten so dahinterher, dass ihn die Zentrale nicht nach München abkommandiert. Hast du dich eigentlich gut mit ihm unterhalten?«

»Weiß nicht. Ich fürchte, ich bin nicht sehr gut darin, Chefs zu unterhalten. Vielleicht wirst du jetzt wegen mir nach Sibirien geschickt.«

»Macht nichts. Dann kauf ich dir eine Zobelmütze.« Wieder muss Stefan gähnen.

»Ich mag es nicht«, wendet Karen ein, »dass man Tiere häutet... Apropos! Diese Staatsanwältin mit dem Pelzmantel – was habt Ihr mit der eigentlich vor?«

Wieder muss Stefan gähnen. »Nichts. Wir doch nicht. Wir geben jemandem eine Gelegenheit. Eine Gelegenheit, sich vorzustellen. Dass er oder sie sagen kann, was Sache ist. Moment, da könnten gerade Nachrichten kommen...« Er schaltet das Autoradio ein.

»...des Großflughafens erklärte der Finanzsenator, die möglicherweise anfallenden Mehrkosten stellten in keiner Weise

ein Problem dar, da sie durch die zu erwartenden höheren Steuereinnahmen aufgefangen würden... Berlin. Die Entscheidung des Berliner Landesverbandes der Staatspartei, über ihren Kandidaten für das Amt des Regierenden Bürgermeisters in einer auch für Nichtmitglieder offenen Urabstimmung entscheiden zu lassen, schlägt weiter Wellen. So hat der Fraktionsvorsitzende der Staatspartei im Abgeordnetenhaus, Krotowski, gestern Abend eine eigene Bewerbung ausgeschlossen und sich dafür ausgesprochen, auch parteiungebundene Persönlichkeiten in die engere Wahl zu ziehen...«

»Na also«, sagt Stefan und schaltet das Autoradio wieder aus.

»Was heißt das: na also?«, fragt Karen.

»Du wolltest doch wissen, was wir mit der Staatsanwältin vorhaben?«, kommt die Gegenfrage. »Genau das ist es. Wir wollen sie als Regierende Bürgermeisterin.«

»Heißt das, wir sind bei der Staatspartei gelandet? Mein Lieber, das kostet aber nun wirklich was!«

»Mach einen Vorschlag.«

»Muss ich mir noch überlegen. Erst mal will ich ins Theater, die Amphitryon-Collage angucken. Wegen deinem blöden Termin neulich, in Zürich oder Bern oder wo das war, haben wir die Premiere verpasst.«

»Geht Montag?«

»Montag ist okay. Wenn es da auf dem Spielplan steht.«

Freitag

Sie haben auch Fotos?«, fragt der Feuilletonredakteur Siegmund Pfauth und sieht sich auf seinem von Papierstapeln übersäten Schreibtisch um, »ach ja, hier! Eine holzgeschnittene Maske, Polynesien oder doch Afrika, wie? Macht sich gut, ja doch, vor allem dieses Muster oder was es auch immer ist...«

»Kein Muster«, stellt Karen klar. »Diese Maske war zerbrochen, und man hat sie wieder zusammengesetzt und an den Bruchstellen mit Eisenklammern verbunden. Verstehen Sie doch, diese Ausstellung zeigt uns eine Kultur, in der nichts weggeworfen wird. Sehen Sie diese Kalebasse...« Sie beugt sich über den Schreibtisch und zeigt auf eine andere Fotografie. »Die war in ich weiß nicht wie viele Stücke zersprungen, ist aber mit unendlich vielen Tonkügelchen wieder zusammengeklebt worden, und die Kügelchen ergeben dieses besondere Muster. Diese Kalebasse erzählt eine Geschichte, eine Geschichte von Gebrauch, von Armut und Mühsal, von Ungeschick und zugleich der Geschicklichkeit menschlicher Hände, alle diese beschädigten und irgendwie reparierten Gegenstände aus dieser Ausstellung tun das.«

»Und da haben Sie nun gleich einen ganzen Essay daraus gemacht«, Pfauth legt den Kopf mit dem kurzgeschorenen weißen Haar ein wenig zur Seite, was ihm das Aussehen eines früh vergreisten, misstrauischen Vogels gibt, »einen Essay über zweihundertfünfzig Druckzeilen mindestens, wenn ich das so überschlägig kalkulieren darf, zwei – hundert – fünfzig, Madame!«

Karen, die Pfauth bisher mit übergeschlagenen Beinen gegenüber saß, stellt beide Füße auf den Boden und macht sich bereit. Wenn Pfauth sie Madame nennt, zieht Krieg auf.

»Ich weiß, dass Ihnen das nicht gefallen wird«, fährt Pfauth fort, »aber in der nächsten Ausgabe habe ich dafür keinen Platz, absolut keinen!« Er beugt sich vor, mit fragendem Blick. »Wissen Sie eigentlich, in welcher Zeit wir leben? Sie singen da das Hohe Lied vom Einfachen Leben und von der Nachhaltigkeit – aber ist das nicht ein bisschen dick aufgetragen? Glauben Sie denn, Madame, wir kommen hier in dieser Stadt auch nur einen kleinen zivilisatorischen Schritt weiter, wenn die Leute ihre leergefressenen Raviolidosen als Geschirr nehmen?«

Karen beugt sich schweigend über den Tisch und will ihr Manuskript und die Fotoabzüge einsammeln.

»Ach, Madamchen, nun seien Sie doch nicht gleich eingeschneppelt!«, ruft Pfauth. »Die Ausstellung läuft doch noch mindestens acht Wochen? Vielleicht haben wir in der übernächsten Ausgabe Platz, auch wenn ich Ihnen nicht versprechen kann, dass es für zweihundertfünfzig Zeilen reicht. Wir werden sehen. Ach, noch was: Damit Sie kein so enttäuschtes Gesicht machen, hätte ich einen Auftrag für Sie: Schreiben Sie doch mal was über diesen neuen Modetrend, den Dresscode Landhaus, das ist hier in Berlin der *dernier cri*.«

»Bitte was?«

»Dresscode Landhaus, ja doch. Die Dame trägt Dirndl, am besten mit sehr weit ausgeschnittenem Dekolleté, der Herr Trachtenjanker und Lederhosen, am besten knielang und aus Hirschleder.«

»Hier in Berlin? Und jodelt man dazu?«

»Sie sind nicht auf dem Laufenden, Madame«, tadelt Pfauth, »sehen Sie sich doch nur um, wie man heutzutage wohnt – ach was! – wohnen muss, wenn man dazugehören will, Walmdach, Balkongeländer aus Zirbelholz geschnitzt, griechischer Säulenportikus und maurische Rundbögen, ganz Landhaus eben wie in Kitzbühel, als residiere man gleich neben Kaiser Franz. Dazu muss man sich dann auch passend anziehen. Gehen Sie, Madame, sehen Sie sich um, sprechen

Sie mit ein paar der neuen Modeateliers, welches Dirndl-Dekolleté für welche Körbchengröße, wie viel Beinmuskulatur sollte der Herr mitbringen oder sich antrainieren, damit er in der Lederhos'n eine gute Figur macht, und wenn Ihnen das alles zu profan ist, wursten Sie ein paar Zitate von Rousseau oder Henry Thoreau hinein. Muss ich Ihnen wirklich noch beibringen, was Feuilleton ist?»

Das Spielbein vorgestellt, so dass das etwas zu weiße Knie neckisch unter der schwarzen bestickten Lederhose hervorlugt, mit Edelweißmuster bestickt auch die Hosenträger überm rotweiß karierten Hemd, ärmellos die Lederweste, und auf dem Kopf der spitze Tiroler Gebirgsschützenhut: So blickt der Herr des Hauses – nachdem er den Börsenteil der »Frankfurter« zur Seite gelegt hat – hinüber zu seiner Gattin, die anmutig die Hand erhoben hält und in den Tagen bis zur nächsten Schaufensterdekoration gerade so dastehen wird, als werde sie jetzt gleich in ihrem Dirndl mit der karmesinroten Schürze einen Knicks machen ...

Wer um Gottes willen zieht sich so an?, überlegt Karen Andermatt und ist einen Augenblick lang versucht, die Pose der Dirndl-Trägerin nachzumachen, wendet sich dann aber rasch von dem Schaufenster ab. Also wer? Sie betrachtet die Fußgänger, die an ihr vorbeieilen, denn dies hier ist Berlin, dies hier ist eine Stadt, in der man nicht viel Zeit hat, niemand flaniert hier, hat das noch nie getan, wo kämen wir da hin! Wer langsam geht oder wessen Blick nicht gleichgültig über die anderen gleitet, sondern sich festhalten lässt, der lockt nur Bettler und Taschendiebe an oder Leute, die eine Petition gegen das Schmelzen der Eisberge unterschrieben haben wollen. Kaum jemand bleibt vor einem Schaufenster stehen, höchstens dass eine Frau an den Auslagen einer Boutique innehält, sich ein Ausstellungsstück genauer ansieht oder es prüfend hochhebt, um es alsbald wieder zurückzulegen.

Vor allem aber sieht niemand so aus, als würde er sich jemals einen Tiroler Gebirgsschützenhut aufsetzen oder ein Dirndl mit karmesinroter Schürze anziehen. Die Menschen sind grau oder schwarz gekleidet, das gehört zu den Farben dieser Stadt, auch wenn zwischendurch mal eine Erich-Honecker-Gedächtnis-Windbluse für ein wenig grau-beige Aufhellung sorgt.

Karen geht weiter, ihren leichten hellen Mantel in der schmalen Taille zusammengebunden, den Kragen im Nacken gegen den böigen Wind hochgeschlagen. Sie hat sich entschieden, die Reportage über den »Dresscode Landhaus« nicht zu schreiben. Sie kann nichts darüber schreiben, was erhellend wäre oder auch nur lustig. Und wieso sollen Berliner Männer in Lederhosen lächerlicher sein als bayerische? Oder als die angejahrten, angeblich intellektuellen Jeans-Träger, denen die Wampe über den Hosenbund hängt? Was ist an einem Dirndl-Dekolleté alberner als am Dekolleté einer Bayreuth-Besucherin?

Sie biegt ab zum Deutschen Theater, denn sie will Karten für »Amphitryon 2013« besorgen, sie muss ein wenig warten, eine von diesen silberhaarigen Damen kann sich lang nicht entscheiden, wann sie eigentlich welches Stück anschauen will. Dann bekommt Karen doch für Montag zwei Karten in der fünften Reihe. Sie verlässt das Theater, wohin jetzt? Sie hat es nicht eilig, sie mag ein wenig bummeln. Als sie an einem italienischen Schuhgeschäft vorbeikommt, bleibt sie stehen, diesmal nicht aus beruflichem, sondern aus privatem Interesse, stellt aber rasch und wieder einmal fest, dass alle diese hübschen stöckeligen Nichtigkeiten nichts für ihre Füße sind, die ausschreiten wollen und laufen. An einer Fußgängerampel wartet sie auf die Grünphase und blickt sich kurz um, weiter hinten ist schon wieder einer in dieser grau-beigen Windbluse, vielleicht ist es derselbe wie vorhin. Warum auch sollen die Leute keine Windbluse tragen, wenn es ihnen gefällt? Oder Trachtenjanker?

Die Ampel gibt den Weg frei, und sie überquert die Straße. Sie hätte Lust auf einen Espresso in einer ruhigen kleinen Café-Bar, auf einen Augenblick des Nachdenkens, des Nachdenkens worüber? Über das Schreiben oder vielmehr: über die Unmöglichkeit des Schreibens, denn sie hat das Gefühl – und nicht erst seit dem Gespräch mit Pfauth –, dass ihr das Schreiben und Benennen von Mal zu Mal, von Versuch zu Versuch fremder und vergeblicher wird. Erst jetzt bemerkt sie, dass sie die Richtung zu einem Szene-Café eingeschlagen hat, die Leute dort kann sie heute nun aber gar nicht ertragen, abrupt dreht sie sich um und geht den Weg zurück, ein gutes Stück weiter oberhalb in der Friedrichstraße gibt es ein Café, wie sie es mag und in dem keiner der Gäste im Verdacht steht, wichtig zu sein. Plötzlich hat sie wieder die grau-beige Windbluse vor sich, deren Träger aber eilends in eine Seitenstraße abbiegt, es ist ein Mensch mit zu langem und nach hinten gekämmtem dunklen Haar und einem irgendwie kinnlosen Profil... ein Stalker?

An der Einmündung einer von Arkaden gesäumten Seitenstraße bleibt Karen kurz stehen, als sei sie sich über ihren weiteren Weg unschlüssig. Einige Meter links von ihr hat ein ziegenbärtiger Straßenmusiker Aufstellung genommen, den Filzhut mit der Krempe nach oben auf den Gehsteig vor sich gelegt, und fiedelt etwas, das nach Boccherini klingt. Vielleicht tut er auch nur so, und die Musik kommt aus dem Recorder. Karen stellt sich an den Arkadenbogen ihm gegenüber, so dass sie niemand im Wege ist, und hört zu, vielleicht für die Dauer von ein paar Takten, nicht viel länger...

Dam dadi da dam/

Di da di da dam...

... und sucht dabei aus ihrem Portemonnaie eine Münze heraus. Schließlich tritt sie zu dem Musiker und wirft die Münze nicht, sondern legt sie ihm in den Hut; dazu muss sie sich bücken und gleichzeitig ein wenig in die Knie gehen, sie tut das in einer fließenden, fast tänzerischen Bewegung. Dabei lächelt

sie den Musiker an, der nickt und lächelt zurück, und als Karen sich wieder aufrichtet und sich kurz umsieht, ist ein Widerschein des Lächelns noch immer auf ihrem Gesicht.

Unter der Arkade ist niemand in einer grau-beigen Windbluse zu sehen, Karen geht weiter, sieht sich aber an der Straßenecke noch einmal um, für einen Augenblick verweilt ihr Blick auf einer stämmigen Frau mit Brille, die an einer Bushaltestelle wartet und von der sie plötzlich ganz sicher ist, dass sie feste Schnallenschuhe tragen muss – warum glaubt sie das? Dann weiß sie es: In der Schule hatte sie eine Französischlehrerin mit einer solchen Brille, und die trug Schnallenschuhe, jedenfalls erinnert sich Karen so.

In dem Café war es, wie sie es sich gewünscht hatte: nicht allzu voll und vor allem ruhig, sie hatte nicht einmal ihren Gedanken übers Schreiben nachhängen müssen, sondern sich an einem kräftigen Espresso gefreut und beschlossen, sich als Nächstes bei ihrer Freundin – der Buchhändlerin – mit einem möglichst dicken Wälzer einzudecken und sich danach für die nächste Zeit ins Schneckenhaus des Lesens zurückzuziehen. Dann hätte sie auch kein Problem damit, wenn Stefan wieder einmal Konferenzen und Besprechungen bis tief in den Abend hinein haben sollte.

Inzwischen hat sie den Weg zur U-Bahn eingeschlagen, sie geht mit raschen Schritten und ist fast schon am Eingang zur Station Französische Straße, als ihr beim Anblick einer langgestreckten spiegelnden Fassade einfällt, dass hier die Berliner Niederlassung der Galeries Lafayette angesiedelt ist, und nun kann sie doch der Versuchung nicht widerstehen. Womöglich gibt es ja wirklich eine französische Entsprechung zum Landhausstil, vielleicht würde sie sogar etwas für Stefan finden – redet er nicht die ganze Zeit schon von einem Chalet in der Haute Provence? Sie betritt die Galeries und bereut es gleich wieder, denn sie hat eine Aversion gegen die Atmosphäre der

Kaufhäuser und Einkaufstempel, genauer: gegen die klimatisierte Luft, die ihr irgendwie parfümiert oder aromatisiert vorkommt. Trotzdem findet sie sich auf einer der Rolltreppen wieder, die nach oben führen, sie blickt nach oben in die Kuppel, was erwartet sie dort? Sie wendet den Blick ab und nach unten, die bebrillte Frau, die soeben den Eingangsbereich betreten hat, sieht aus dieser Perspektive noch plumper aus als zuvor, kein Zweifel, dass sie Schnallenschuhe tragen muss, es kann gar nicht anders sein...

Was ist hier los? Karen fragt sich das mit einer fast heiteren, fast unbeteiligten Neugier. Offenbar gibt es unsichtbare Fäden, mit denen sie an allerhand merkwürdige Leute gebunden ist, so dass diese ihr folgen müssen wie die scheppernenden Blechdeckel dem Hochzeitsauto. Sie kümmert sich nicht weiter darum, was ein Landhausstil in französischer Manier sein könnte, sondern nimmt die nächste Rolltreppe und verlässt zügig, aber auch ohne Hast das Kaufhaus. Sie entscheidet sich, jetzt nicht zum Parkhaus zurückzugehen, vor allem deshalb nicht, weil sie keine Lust hat, in einem schlecht beleuchteten Parkdeck nach ihrem Auto zu suchen und nicht zu wissen, ob irgendwo im Halbdunkel die Frau mit den Schnallenschuhen hinter ihr herptappt...

An der Kreuzung biegt sie in die Französische Straße ab und geht, mit den gleichen raschen Schritten wie zuvor, bis sie zu einer Apotheke kommt und dort eintritt. Vor ihr warten bereits mehrere Kunden, ältere Leute, die Menschheit ist hinfällig, und umständlich ist sie auch. Karen hat es nicht eilig, es kommt ihr gerade recht, hier ein wenig zu bleiben, trotzdem wirft sie einen genervten Blick zur Decke. Aus den Auslagen für die Selbstbedienung sucht sie sich eine Nachtcreme heraus, ein Heftpflaster und zwei Packungen Vitamintabletten. Nichts davon braucht sie wirklich. Nach einer Viertelstunde kann sie bezahlen und verlässt die Apotheke wieder, die Plastiktüte mit ihrem Einkauf in der Hand.

Vor dem Schaufenster der Apotheke bleibt sie kurz stehen,

als hätten ihr die Plakate mit den Warnungen vor den Folgen des Bluthochdrucks und den Empfehlungen zur Behandlung von Prostataleiden doch etwas zu sagen. Dann dreht sie sich wieder um, mit einem raschen Blick auf die Passanten links und rechts von ihr, und setzt schließlich ihren Weg fort. Eine Fußgängerampel schaltet auf Grün, als sie eben an dem Übergang ankommt, und so wechselt sie wieder auf die andere Straßenseite, die sich auf einen kleinen Platz öffnet. Als sie ihn überquert, kommt sie an einer Litfaßsäule vorbei, eine Frau in Schnallenschuhen studiert dort den Aushang der Theaterprogramme, für den Bruchteil einer Sekunde streift sie der Gedanke, sich neben die Frau zu stellen, vielleicht sogar ein Gespräch mit ihr zu beginnen, für die Montagvorstellung von »Amphitryon 2013« gibt es noch Karten, oder ein paar Takte zu summen.

Dam dadi da dam...

Aber dann geht sie doch zum Taxistand am anderen Ende des Platzes. Sie steigt zum ersten der wartenden Fahrer und nennt eine Adresse.

»Halten Sie vor der Buchhandlung dort, vor Sophias Buchladen.«

Was ist los mit dir?«, fragt Sophie Rosenblatt und hält ihre Freundin, nachdem sich die beiden Frauen begrüßt haben, auf Armlänge Abstand und betrachtet sie prüfend. »Du siehst aus wie... ich weiß gar nicht wie... hast du Stress gehabt?«

»Vielleicht ist es nur Einbildung«, antwortet Karen und streift sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Aber wenn es keine ist, dann ist irgendwer hinter mir her.«

»Ein Stalker?«

Karen zögert. »Glaub ich nicht. Es sind nämlich zwei. Ein Kerl in einer Windbluse und eine Frau. Eine Frau mit Schnallenschuhen. Ein Typ wie aus der Casting-Show fürs Personal im Frauenknast.«

»Komm!«, sagt die Rosenblatt und geht ihr in das kleine Kabuff voran, das dem Buchladen als Chefbüro, als Teestube und als Poststelle zugleich dient. Es ist sonst niemand im Laden außer dem Lehrling Markus, der es inzwischen akzeptiert hat, dass man in einer Buchhandlung auch Reiseführer, Kochbücher und Beziehungsratgeber verkaufen muss.

»Erzähl!«, befiehlt die Buchhändlerin und macht sich an der Kaffeemaschine zu schaffen.

»Da gibt es nichts zu erzählen«, gibt Karen zurück und erzählt dann doch, aber während sie es tut, meldet sich in ihrem Hinterkopf eine nörgelnde Stimme und redet ihr dazwischen, auch wenn es sonst niemand hört. Mach dich nicht lächerlich, sagt die Stimme, wie oft willst du den Kerl mit der Windbluse gesehen haben? Zweimal? Dreimal? Ja? Der darf da nicht die Friedrichstraße runtergehen, wie? Und die Frau in den Schnallenschuhen? Die latscht einfach in die Galeries Lafayette rein, na, so eine Unverschämtheit!

»Entschuldige!«, sagt Karens andere Stimme schließlich. »Das alles ist unsagbar albern...«

»Das ist überhaupt nicht albern«, interveniert die Rosenblatt und schiebt ein paar Leseexemplare zur Seite, um den Steingutbecher mit dampfendem Kaffee in Karens Reichweite abzustellen. »Aber trink erst mal einen Schluck!«

Eigentlich will Karen nicht noch einen Kaffee, nimmt dann aber doch den Steingutbecher und hält ihn in beiden Händen. »Wenn es nicht albern ist, was ist es dann?«

»Lass uns mal schauen«, meint die Rosenblatt. »Es gibt... nein, so viele Möglichkeiten gibt es da gar nicht.« Sie blickt Karen forschend an. »Sag mal, Schätzchen – du hast dir nicht zufällig einen Lover zugelegt?«

»Ach, du lieber Gott!«, ruft Karen aus und schlägt dabei die Augen auf. »So toll ist das nun auch wieder nicht, was einem hier so über den Weg läuft! Wie kommst du überhaupt darauf?«

»Na ja, vielleicht sind es Privatdetektive, die hinter dir her

sind. Soviel ich weiß, bist du dein eigenes Pressebüro, kannst also auch keinen Betriebsrat gründen wollen oder in die Kasse greifen oder die Versichertengemeinschaft um Krankengeld oder um eine Invalidenrente bescheißen. Folglich wollen diese Leute wissen, ob und wo und mit wem du gegebenenfalls ins Bett steigst. Also?»

»Nein«, antwortet Karen. »Nein heißt nein.«

»Wenn Stefan das auch so sieht, dann ist es ja gut«, fährt Sophie Rosenblatt fort. »Das heißt, so gut auch wieder nicht. Denn dann sind diese Leute keine Privatdetektive...« Unvermittelt bricht sie ab, denn Karen hat ihr einen erschreckten Blick zugeworfen.

»Sondern?«

»Dann sind es eben keine Privatdetektive, und das bedeutet, dass du dich umgehend und ohne weiteren Verzug an die Polizei wenden solltest. Weißt du, dein Stefan verdient gut, sehr gut sogar, wie ich einfach mal so vermute, und ihr beide kultiviert in eurem Häuschen in Nikolassee einen so unauffälliggehobenen Lebensstil, dass es schon wieder nach richtig Geld aussieht.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Dass du zur Polizei gehen sollst. Sofort!«

»Hör auf!« Auf Karens Stirn hat sich eine tiefe Falte gebildet. »Hör sofort damit auf! Ich kann der Polizei gar nichts sagen, eine Frau mit Brille und großen Füßen, ein Mann mit einer Windbluse – was soll die Polizei damit anfangen?«

»Dann ruf deinen Mann an.«

Karen schüttelt den Kopf.

»Er will in der Firma nicht angerufen werden?« Sophie Rosenblatt spricht nicht weiter, sondern betrachtet ihre Freundin wortlos. Die gibt den Blick zurück und zuckt dabei ein wenig mit den Achseln.

»Ach so ist das!«, meint die Buchhändlerin. »Dann sehe ich nur noch eine Möglichkeit. Ich kenne hier im Quartier einen Typen, der als privater Ermittler arbeitet. Er war mal Bulle, ist

aber seriös. Wenn du willst, rufe ich ihn an, vielleicht kann er dir sagen, was zu tun ist. Sonst müssen wir zur Polizei. So jedenfalls lasse ich dich nicht wieder auf die Straße.«

Viel gibt der Mann, der von Sophie Rosenblatt in das Kabuff gebracht und als Hans Berndorf vorgestellt wird, nicht her. Er ist mittelgroß und hält sich – wie Karen vermutet – wohl deshalb sehr aufrecht. Das graue Haar ist kurz geschnitten, über den Jeans hängt ausnahmsweise kein Bierbauch, der Tweed-Sakko mit Lederflicken an den Ellbogen mutet bereits ein wenig fadenscheinig an. Hat sie sich nicht vorgenommen, die Leute nicht nach ihrem Outfit zu beurteilen?

Inzwischen ist Sophie wieder in ihrem Laden verschwunden, Berndorf und Karen sitzen sich am Schreibtisch der Buchhändlerin gegenüber, zwischen ihnen ist der Stadtplan ausgebreitet, auf dem Karen den Weg zeigen muss, den sie genommen hat, und die Stellen, an denen ihr die beiden tatsächlichen oder auch nur eingebildeten Verfolger aufgefallen sind. Berndorf hört zu, und wenn sie eine Pause macht, sieht er sie ruhig an und wartet, bis sie weiterredet. Das irritiert sie fast noch mehr als der Geruch nach Spaghetti all'aglio, der diesen Menschen umschwebt.

»Ich weiß selbst, dass das alles sehr vage klingt«, bringt sie schließlich heraus. »Und ich könnte es Ihnen nicht einmal übel nehmen, wenn Sie das alles für ein Hirngespinnst halten.«

Berndorf macht eine Handbewegung, als wolle er sie bremsen: Wenn er ihre Geschichte für ein Hirngespinnst hält, dann wird er es ihr rechtzeitig sagen. »Sie wohnen in Nikolassee. Wie sind Sie heute nach Mitte gekommen? Mit der S-Bahn?«

»Mit dem Wagen. Ich hab ihn im Parkhaus in der Friedrichstraße abgestellt. Als mir diese Frau aufgefallen ist...« Sie bricht ab, hebt mit einer verlegenen Geste beide Hände und lässt sie wieder fallen.

»Es war sicher richtig, dass Sie unter diesen Umständen

nicht ins Parkhaus zurückgegangen sind«, bemerkt Berndorf.
»Zu Hause haben Sie eine Garage für den Wagen?«

»Er steht meistens auf dem Carport. Die Garage benutzt üblicherweise mein Mann.« Sie versucht ein Lächeln. »Wenn es einen Hagelschlag gibt, ist bei seinem Auto mehr kaputt als bei meinem.«

Das Lächeln bleibt unerwidert. »Frau Rosenblatt sagte mir am Telefon, Ihr Mann – Stefan Andermatt, so ist doch der Name? – sei leitender Angestellter bei Regnier Berlin ...«

»Leitender Angestellter?«, fragt Karen zurück. »Ich weiß nicht, ob er das gerne hört.« Wieder muss sie lächeln. »Er ist Verkehrsplaner, war Dozent an der ETH Zürich, Regnier Berlin hat ihn hergeholt, weil... ach! Das werden Sie selber wissen, warum man in Berlin einen Fachmann für Verkehrsplanung und moderne S-Bahn-Netze brauchen könnte.«

»Und? Hat er herausgefunden, was man tun müsste?«

Karen zieht die Augenbrauen hoch. »Ich glaube schon. Aber das Herausfinden ist gar nicht das Problem. Das Problem ist das Umsetzen. Heutzutage kommt es nicht darauf an, ob ein Projekt vernünftig ist.«

»Sondern?«

»Es muss vor allem großkotzig sein«, antwortet Karen. »Darf aber zugleich nicht kosten, was es kosten müsste. Sonst hat es keine Chance.« Ärgerlich klappt sie mit der Hand auf den Tisch. »Das hätte ich jetzt nicht sagen sollen! Es ist auch nur eine blöde Übertreibung, Stefan würde mir sofort widersprechen.«

»In dieser Sache hier« – Berndorf weist auf den Stadtplan, auf dem sie Karens Route verfolgt hatten – »wollten Sie ihn nicht anrufen?«

»Nein... nicht in der Geschäftszeit.« Karen spürt, dass eine leichte Röte über ihr Gesicht zieht. »Falls Sie andeuten wollen, dass diese... diese Leute von meinem Mann beauftragt worden sein könnten, darf ich Ihnen versichern, dass dies ganz und gar unvorstellbar ist. So würden wir nicht miteinander

umgehen. Ganz davon abgesehen, dass mein Mann dazu auch überhaupt keinen Anlass hätte.«

»Werden Sie später mit ihm darüber sprechen, zu Hause also?«

Karen zögert. »Das hängt davon ab, was Sie mir raten. Ich meine, ich will ihn nicht beunruhigen. Wenn dazu vielleicht gar kein Grund besteht...« Sie blickt zu Berndorf, aber der sagt nichts und wartet nur, und sie kann auch den Ausdruck in seinen Augen nicht deuten.

»Um die Wahrheit zu sagen«, fährt sie schließlich fort, »ich kann nicht hingehen und Stefan fragen, hör mal, mein Lieber, lässt du mich eigentlich von Privatdetektiven überwachen? Das ist... das ist außerhalb jeder Möglichkeit, verstehen Sie?«

»Erklären Sie es mir.«

Karen blickt auf den Tisch. Aber dort liegt nur der Stadtplan. »Also gut, letzter Versuch. Wenn ich meinen Mann das frage, dann unterstelle ich – zumindest als theoretische Möglichkeit –, dass er ja sagt, ja, meine Liebe, ich wollte wissen, ob du in der Stadt herumvögelst, ob mir vielleicht Hörner gewachsen sind. Was weiß ich, wie er es formulieren würde, es hat auch keine Bedeutung, so oder so würde ich in der nächsten Stunde meine Koffer gepackt haben. Wenn ich aber eine solche Möglichkeit auch nur in Betracht ziehe, dann habe ich das Grundvertrauen bereits aufgekündigt. Bevor ich also die Frage überhaupt stelle, mache ich mich besser gleich ans Kofferpacken. Verstehen Sie jetzt?« Sie blickt ihn fragend an, fast ein wenig zornig.

»Ist gut«, sagt Berndorf und gibt den Blick zurück, »ich hab es kapiert.« Er betrachtet sie eine Weile, prüfend oder abwägend. Aus dem Laden dringen Fetzen eines Verkaufsgesprächs, es geht offenbar um neue Kriminalromane.

»Ich würde mir gerne Ihren Wagen ansehen«, sagt Berndorf, der offenbar zu einem Schluss gekommen ist.

»Bitte«, sagt Karen, eine Spur zu schnippisch, wie sie findet. »Und diese beiden Leute?«

»Die haben jetzt andere Sorgen«, antwortet Berndorf. »Die beiden werden inzwischen wissen, dass ihre Aktion aufgefliegen ist. Falls sie Ihnen bis hierher gefolgt sind, werden sie bemerkt haben, dass Sie sich bereits sehr lange in dieser Buchhandlung aufhalten, und sie werden mich mit Ihnen in Verbindung bringen.«

»Sie meinen, die kennen Sie?«

»Das nicht. Aber sie werden mich ausrechnen können.«

Karen überlegt einen Augenblick, dann nickt sie und steht auf. »Also gut«, sagt sie, »nehmen wir die U-Bahn?« Während sie sich von Berndorf in den Mantel helfen lässt, hört sie aus dem Laden die Stimme von Lehrling Markus:

»Spannende Bücher, doch doch. Schöne Landschaftsbeschreibungen, wie Sie es besser in kaum einem Reiseführer finden. Nur ist nichts davon bretonisch oder schwedisch. Es ist einfach alles nur getürkt...«

Rechts ein Wohnblock, DDR-Fertigbauweise. Ein Stück Rasen, Drahtzaun, dann der Fahrweg, von Bäumen bestanden. Zwischen den Bäumen sind einzelne Autos abgestellt. Auf der anderen Seite das Hallenbad, ein Betonkasten, Schwimmhalle mit Glasfront, von draußen kann man den Badegästen zusehen, jetzt an diesem Nachmittag sind es vor allem Schulkinder, immer zu zweit müssen sie ins Wasser hüpfen und ihre zwei Bahnen herunterstrampeln, mit einer Stoppuhr nimmt der Lehrer die Zeit und sich wichtig.

Harlass überwindet sich, an der Schwimmhalle vorbei und die Treppe hoch ins Eingangsfoyer zu gehen. Neben der Kasse befindet sich eine Tafel mit den Öffnungszeiten. Bis 20 Uhr sind Schwimmhalle und Sauna für das allgemeine Publikum geöffnet, danach bis 22.30 Uhr für Vereine und Gruppen. Er sieht sich noch einmal um, aber entdeckt nichts, was für ihn Bedeutung hätte, und verlässt das Foyer wieder. Der Platz vor dem Eingang ist asphaltiert, rechts befindet sich ein Fahrrad-

ständer, gegenüber der Schwimmhalle sind Parkplätze ausgewiesen. Er geht zurück zu dem Fahrweg und dort links zu der Kreuzung der beiden Straßen, die zu dem Hallenbad führen. Beide Straßen sind eng, niemand kann da schnell fahren, aber doch schnell genug, um einen Radfahrer einzuholen. Nur in der einen Richtung, entlang der Rückseite des Hallenbades, endet die Straße in einem Wendehammer. Danach führt nur ein Geh- und Radweg weiter, mit einem Pfosten gegen nachdrängende Autofahrer gesichert.

Vor zwei Stunden hat sich Harlass ein Rad besorgt. Die mit Zahlencode versehenen Schlösser seien sicher, behaupten die Verkäufer. Jeder Zwölfjährige weiß, dass sie es nicht sind. Das Rad ist ein Mountainbike, ein schönes Teil, auch wenn der Rahmen ein bisschen niedrig ist, so dass er den Sitz ganz nach oben verstellen musste. Aber so schlecht ist das gar nicht. Und zwar deswegen nicht, weil er – das Rad zwischen den Beinen – gleichzeitig mit beiden Füßen auf dem Boden stehen kann.

Manchmal muss man mit beiden Füßen fest auf dem Boden stehen.

Der Lichtstrahl der kleinen Stablampe tastet über Motorhaube und Türschlösser des kleinen blauen französischen Autos, das freilich erst vor kurzem durch eine Waschanlage gefahren wurde. Wisch- oder andere Spuren sind nicht zu erkennen. Nur ist das Auto in seiner Parkbucht so zwischen zwei Großraumlimousinen eingeklemmt, dass Berndorf es sich gar nicht richtig anschauen kann. Immerhin lässt sich die Fahrertür so weit öffnen, dass Karen Andermatt hinters Steuer schlüpfen und mit dem Wagen aus der Bucht zurückstoßen kann.

Berndorf bittet sie, noch einmal den Motor abzustellen, und lässt sich neben dem Wagen auf allen vieren nieder und sucht mit Hilfe seiner Stablampe den Unterboden ab. Karen hat das

Fenster der Fahrertür heruntergelassen und will ihm zusehen, wendet sich aber rasch ab. Das hochgestreckte Hinterteil eines alten Mannes ist ein alberner Anblick.

Schließlich stemmt Berndorf sich wieder hoch, steckt die Lampe ein und klopft sich die Hosenbeine ab. »Nichts zu erkennen«, sagt er zu Karen, geht um den Wagen und steigt – nachdem er einen Blick auf die Rückbank geworfen hat – auf der Beifahrerseite ein. »Ich würde jetzt gerne mit Ihnen zu einer Werkstatt fahren.« Er nennt die Adresse.

Karen zuckt mit den Schultern, aber sie fragt nicht nach, sondern startet den Wagen erneut und steuert ihn in Richtung Ausfahrt. Berndorf hat den Sicherheitsgurt angelegt und fühlt sich unbehaglich, denn er lässt sich ungern fahren, vor allem von jemand, den er nicht kennt. Und diese Frau da? Man wird sehen. Er hat sich noch kein Bild von ihr gemacht, eigentlich will er sich schon lange kein Bild mehr von jemandem machen. Bis man es besser weiß, sollte genügen, was ein Mensch freiwillig von sich preisgibt.

Also? Er wirft einen Blick zur Seite. Erste Fältchen um die Augen. Aber bis zum vierzigsten Geburtstag hat es noch eine Weile Zeit. Schlank. Sportlich? Eher nicht, jedenfalls nicht der Typ für Golf- oder Tennisplatz. Das propere kleine Auto riecht nach Auto und nichts sonst, nirgends klebt ein halbgelutschtes Bonbon oder fährt ein zerknülltes Taschentuch herum. Also ist es auch kein Wunder, dass es keinen Kindersitz gibt. Warum nicht? Vielleicht, weil das Ehepaar Andermatt noch nicht so lange verheiratet ist? Warum meint er das? Eine erfahrene Ehefrau redet anders über ihren Mann. Weniger ungeschützt.

Inzwischen sind sie im Berliner Nachmittagsverkehr angekommen, Karen Andermatt fährt zügig, routiniert, umsichtig.

»Seit wann sind Sie verheiratet?«, fragt er unvermittelt.

»Warum wollen Sie das wissen?«, kommt die Rückfrage. »Aber bitte! Vor einer Woche war es ein halbes Jahr.«

»Und wie haben Sie sich kennengelernt? Sophie sagte mir, Sie seien Journalistin ...«

»Es war nicht auf einer Bilanzpressekonferenz, wenn es das ist, was Sie meinen«, unterbricht ihn Karen. »Zu so was gehe ich nämlich nicht. Es war im letzten Sommer, in einem dieser überhitzten Intercity-Züge, in denen nacheinander alles ausfällt, Klimaanlage, die Lok, vom Service ganz zu schweigen... eine ältere Dame ist kollabiert, niemand hat gewusst, was man tun könnte, nur dieser eine Mann da...« Sie zuckt mit den Schultern und muss lachen. »...der war einfach nur ruhig und freundlich und umsichtig, außerdem hatte er in seiner Reisetasche noch eine Flasche Mineralwasser, und so haben wir der alten Dame aus dem Schlimmsten heraushelfen können, beim Aussteigen in Braunschweig war sie schon wieder ganz kregel, nur danke hat diese dumme Tussi nicht sagen können.« Sie muss scharf abbremsen, weil ein Wagen vor ihnen in ihre Spur wechselt. »Saukerl! Und ich hab mich bei ihm für sie entschuldigt...«

Sie ist noch immer in ihn verliebt, denkt Berndorf und wechselt das Thema. »Sie arbeiten für eine Wochenzeitschrift?«

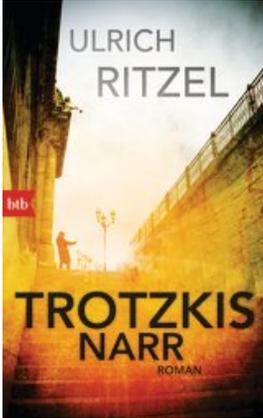
»Für Last Exit Berlin«, ergänzt Karen. »Wir kokettieren mit angeblich unzeitgemäßen Betrachtungen. Ich bin Ihnen nicht böse, wenn Sie uns nicht lesen.«

Einen Drink?«, fragt Stukkart. »Einen Chivas Regal vielleicht? Oder einen Armagnac, den ich durchaus empfehlen kann, selbstverständlich haben wir auch einen Wodka, den mir Kenner schon sehr gerühmt haben...«

»Danke«, sagt Ruzkow. Noch immer steht er vor dem Panorama-Fenster in Stukkarts Arbeitszimmer und betrachtet das Häusermeer, das sich zu Füßen des Regnier-Hochhauses ausbreitet. »Gerne ein Mineralwasser.«

»Aber ja doch«, meint Stukkart, und es klingt ein wenig überrascht.

Stukkart hat das Dossier nicht gelesen, denkt Stefan Andermatt. Wie kann ihm ein solcher Fehler unterlaufen? Gennadij



Ulrich Ritzel

Trotzkis Narr

Roman

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74292-9

btb

Erscheinungstermin: Juli 2015

Berliner Filz. Berndorf ermittelt.

Vorwahlkampf in Berlin. Eine energische und populäre, weil hart durchgreifende Staatsanwältin soll als Kandidatin für das Amt des Regierenden Bürgermeisters aufgebaut werden. Noch mehr wird sie ins Rampenlicht gerückt, als sie die Ermittlungen in zwei Mordfällen übernimmt: Innerhalb von 24 Stunden waren ein Senatsangestellter und ein Polizeihauptkommissar erschossen worden, und zwar mit ein- und derselben Waffe. Zuerst mit Verwunderung, dann mit Verdruss stellen Staatsanwältin und die Beamten der Mordkommission fest, dass sich ein privater Ermittler in den Fall einzumischen beginnt. Es ist ein Ex-Kommissar aus Ulm. Sein Name: Hans Berndorf ...